

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 24. November 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 15.

## Herbstgefühl.

Wie ferne Tritte hörst du's schallen,  
Doch weit umher ist nichts zu seh'n,  
Als wie die Blätter träumend fallen  
Und rauschend mit dem Wind verweh'n.

Es dringt hervor wie leise Klagen,  
Die immer neuem Schmerz entflieh'n.  
Wie Wehr aus entschundenen Tagen,  
Wie stetes Kommen und Vergeh'n.

Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel  
Die Stunden unaufhaltsam geh'n,  
Der Nebel regnet in die Wipfel,  
Du weinst und tannst es nicht ver-  
sieh'n.

## Die alte Mauer.

Eine Geschichte von Pierre Loti.

Ganz hinten im Hof bewohnten sie eine kleine, bescheidene Wohnung: Mutter, Tochter und eine betagte Verwandte mütterlicherseits. Sie hatten diese Verwandte, welche die Tante der einen und die Großtante der anderen war, noch nicht lange bei sich aufgenommen.

Die Tochter war noch sehr jung — sie stand auf der vergänglichsten Blüte ihrer achtzehn Jahre — als mitleidige Vermögensverhältnisse sie gezwungen hatten, sich in den äußersten Winkel ihres Familienhauses zurückzuziehen. Der andere Theil des lieben, alten Besitzthums, die dem Leben zugewandte Seite, die auf die Straße schaute, hatte an profane Fremde vermietet werden müssen, die all' den alten Sachen ein verändertes Gepräge gaben und alle Erinnerungen zerstörten.

Sie fingen schon an, den Luxus, die Bequemlichkeit früherer Zeiten zu vermissen, so glücklich fühlten sie sich in ihrem anspruchslosen Heim, als eine Mitteilung sie eines Tages in tiefe Befürzung versetzte: der Nachbar wollte den hinteren Flügel seines Wohnhauses um zwei Stockwerke erhöhen, dort vor ihren Fenstern sollte sich eine Mauer erheben, die ihnen die Luft rauben, die Sonne verbunkeln würde.

Und es gab kein Mittel, dieses Unheil abzuwenden, das ihr Gemüth schwerer bedrückte, als all' die früheren Schicksalsschläge. Zur Zeit ihres Wohlstandes wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, das Haus des Nachbarn zu kaufen, jetzt war nicht daran zu denken. In ihrer Armut blieb ihnen nichts übrig — nichts — als sich zu beugen!

Schicht um Schicht fingen die Steine an sich zu thürmen, voll Herzensangst verfolgten sie diese immer mehr anwachsenden Steinmassen; ein finstres Schweigen lastete auf ihnen, immer düsterer wurde es in dem kleinen Salon, je höher dieses alles verbunkelnde Schreckgespenst stieg.

Vier Wochen später hatten die Maurer ihr Werk vollendet, das jetzt eine glatte, aus Basaltsteinen hergestellte Außenfläche zeigte, die mit einem weißlich grauen Anstrich versehen wurde.

Wohl schlichen sich die Strahlen der heißen Juni- und Julisonne noch in den Salon, doch sie kamen später am Morgen und hüpften früher hinweg des Abends; im Spätherbst stellte sich die Dämmerung eine Stunde früher ein und hüllte alles sogleich in ein düsteres graues Gewand.

So verstrich die Zeit, Tage, Monate, Jahreszeiten flogen dahin.

In dem zweifelhaften Licht der Abenddämmerung, ehe die Lampe angezündet wurde, wenn die drei Frauen, eine nach der anderen, ihre Näh- oder Stickerarbeit zusammenlegten, dann suchten die Blide des jungen Mädchens — die bald nicht mehr jung sein würde — diese Mauer, die sich dort statt ihres früheren Himmels aufbaute. Oftmals in einer Anwandlung melancholischer Muthwillens, wie eine Gefangene, die unablässig von einer Mauer verfolgt wird, vertrieb sie sich die Zeit, von einer bestimmten Stelle die Zweige der Rosen, die Spitzen der Sträucher zu betrachten, die sich von den graubemalten Mauersteinen abhoben. Dann suchte sie sich der Täuschung hinzugeben: dieser Hintergrund sei ein Himmel, der, wenngleich höher und tiefer als der wirkliche, doch an diejenige gemahnte, die oft Nachts auf den ungeheuerlichen Visionen unserer Träume lasten.

Oft sprachen sie am Arbeitstisch, beim Schein der Lampe von einer

Erbschaft, die sie erhofften, doch immer nur wie von einem Traum, wie von einem schönen Märchen, in so unsichere, nebelgraue Ferne schien dieses Vermächtniß entrückt. Aber sollte diese amerikanische Erbschaft doch noch kommen, dann würden sie um jeden Preis das Haus des Nachbarn kaufen, den neuen Flügel würden sie niederreißen und alles wiederherstellen, wie es einst gewesen! Ungehindert würde das Sonnenlicht dann wieder den Hof und die lieben, an der Mauer emporlettern den Rosen treffen.

„Meine lieben Kinder“, sagte die alte Tante wieder und immer wieder, „gebe Gott, daß ich lange genug lebe, um diesen schönen Tag zu sehen!“

Die Erbschaft ließ lange, trostlos lange auf sich warten. Auf der glatten Außenfläche der Mauer hatte der Regen schließlich schwarze Streifen gemalt, deren Anblick traurig stimmte.

Eines Tages — es war im Frühling, in einem sonnendurchglühnten Frühling, der, trotz der schattenspendenden Mauer, die Rosen früher und üppiger hatte erblühen lassen, als in den anderen Jahren — erschien in der bescheidenen Hofwohnung ein junger Mann. Einige Abende hindurch leistete er den drei vermögenslosen Frauen Gesellschaft. Nur vorübergehend hielt er sich in der Stadt auf, gemeinsame Freunde hatten ihn an die Damen gewiesen, vielleicht mit dem Hintergedanken einer Heirat. Er war schön, kräftige Seewinde hatten sein stolzes Gesicht gebräunt. Doch die Erbschaft erschien ihm zu unsicher, das junge Mädchen, deren Wangen, aus Mangel an Licht bleich geworden waren, zu arm. So schied er für immer, er, der dort eine Zeitlang die Sonne, die Kraft, das Leben verkörpert hatte. Wie hange Todesahnung beschlich es sie, die sich schon seine Braut gewöhnt hatte.

Gleichförmig schlichen die Jahre dahin, gleichförmig, wie süßlos dahinfließende Ströme. So vergingen fünf, zehn, fünfzehn, ja zwanzig Jahre. Die Freische des jungen, mitfühllosen Mädchens schwand dahin — vergebens und unbegehrte hatte sie geblüht, — die Haare der Mutter wurden weiß, die alte Tante wurde furchig. Sie sah jetzt unentwegt an demselben Plage, an dem verbunkelten Fenster, in ihrem verbliebenen Sessel. Ihr armer achtzigjähriger Kopf wackelte unaufhörlich hin und her, ihr ehrwürdiges Profil hob sich von dem Grün, das den unteren Theil der Mauer bedeckte ab, jener Mauer, auf der die schwarzen Linien, die langsam niederrinnender Regen gezogen, sich verstärkten.

Angesichts der Mauer, der unerbittlichen Mauer, wurden sie alle drei alt. Auch die Rosen und Sträucher älterten.

Sie war schon seit zehn Monaten todt — ihr Scheiden hatte eine entsetzliche Leere in dem kleinen Salon der Vereinten zurückgelassen, wie eine innig geliebte Großmutter war sie beneimt worden, — als endlich die überwältigende Nachricht von dem Eintreffen der längst nicht mehr erwarteten Erbschaft kam.

Die Freude, wieder reich zu sein, schien das alte Mädchen — sie war jetzt vierzig Jahre alt — zu verjüngen. Natürlich jetzt mühten die Mieter aus dem Vorderhause weichen, alles sollte werden, wie es einst gewesen, und dann — wenn nur erst diese Mauer niedergelegt war — dann würde ihr Leben auch wieder voll lachenden Sonnenscheins sein.

Und endlich fiel sie, sie, deren Fall seit zwanzig langen, glanzlosen Jahren herbeigesehnt worden war. Und als die Arbeiter weggegangen waren, alles vollendet und die Stille wiedergekehrt war, staunten Mutter und Tochter über die Heiligkeit, denn am Tage sitzend, bedeckten sie zum ersten Male nicht mehr der Lampe für ihr Abendessen. Wie in früheren Zeiten ruhten ihre Blide auf den Rosen des Hofes, die sich wie einst leuchtend vom Himmel abhoben. Aber statt der erhofften Freude beschlich sie ein unerwartetes Unbehagen: zuviel Licht strömte in den kleinen Salon, eine grauame Helle durchflutete ihn, und das Gefühl der unaehnlichen Leere dröhnte, der großen Veränderung... Die Erfüllung ihres Wunsches ließ sie verstummen, schweigend verharteten Beide in Gedanken versunken ließen sie das aufgetragene Mahl unberührt. Eine stetig wachsende Schwermuth erfüllte sie ganz, Ihre Herzen trampften sich zusammen, ihr Schmerz steigerte

sich bis zur höchsten Herzensangst, bis zu jener trostlos düsteren Empfindung, die uns bei dem Vermissten ihrer Todten überkommt.

Als die Mutter gewahrte, daß Thränen die Augen der Tochter verschleierten, errieth sie die unaussprechlichen Gebanten, die wohl den ihren gleichen.

„Man könnte sie wieder aufbauen“, sagte sie. „Meinst Du nicht, daß man es versuchen könnte, sie genau wieder so herzustellen, wie sie gewesen ist?“ „Ich habe auch schon daran gedacht“, antwortete die Tochter. „Aber weißt Du, es würde doch nicht mehr dasselbe sein.“

Ach, wie war es nur möglich, sie, ja sie und kein Anderer, war es gewesen, die das Niederreißen dieses Hintergrundes befohlen, von dem soviel ihr vertraute Bilder sich abgehoben hatten — damals, im Lenz, war es ein schöner Männerkopf gewesen und viele Winter hindurch das liebe Profil der greisen, verstorbenen Tante.

Ein herbes Weh durchdrang ihr Herz und um die unüberwindlich zerstörte Mauer weinte sie die bittersten Thränen ihres Lebens.

## Die Seele des Ostens.

Um mit dem Anfang zu beginnen, ist die Geburt eines japanischen Kindes von höchster Wichtigkeit für den Haushalt, von dem jeder einzelne an der Freude theilnimmt, mit Ausnahme des Neuankommings selbst; er weint. Diese allgemeine Freude ist jedoch einigermaßen von dem Geschlecht des Neugeborenen abhängig. Ist das Kind zufällig ein Knabe, herrscht allgemeines Entzücken; ist es ein Mädchen, äußert sich der Entzücken weit gemäßigter. Im letzteren Falle sind die impulsiven Verwandten unverkennbar verstimmt, während die philosophischeren unter ihnen für das nächste Mal eine günstige Fügung erhoffen. Beide Theile ergeben sich in hübschen Redensarten, die sie aber selbst nicht ernst nehmen, denn es ist eine ausgemachte Sache, daß die Familie in der Baby-Lotterie eine Niete gezogen hat. Eine so sehr von dem Geschlecht abhängige Freude beweist, wie gering die Rolle ist, die das Persönliche, selbst in der Verpöthung, spielt. Der Grund dieser ausgesprochenen Parteinahme für das männliche Geschlecht liegt natürlich in dem allbeherrschenden Wunsch nach Erhaltung des Familienfortbestandes. Der belagerten Tugendgänger wird nur in dem Lichte eines möglichen Stammhalters angesehen. Ein Knabe ist potentiell schon ein Vater, wohingegen ein Mädchen, wenn es sich überhaupt vermählt, aus seiner Familie in eine andere hinein heirathet, und von vornherein so gut wie verloren ist. Dieser Lebensstand wird jedoch bis zu einem gewissen Grade durch die fast unendlichen Möglichkeiten der Adoption gemildert. Aus diesem Grunde sind also Töchter nicht ganz so verwerfliche Fälle.

Aus der Abgeschlossenheit des häuslichen Kreises wird der Säugling, an die Schultern einer kaum älteren Schwester festgebunden, huckepack in die Welt geführt. Der Obhut eines Wesens anvertraut, das selbst kaum mehr als ein zartes Baby ist, erblickt er zuerst die Welt. Die Wichtigkeit dieser Kinderwärtinnen ist dabei das erstaunliche. Man kann das gebrechlichste Püppchen, mit einem Wesen beladen, das halb so groß ist wie es selbst in den Straßen herumwaddeln sehen. Wie das Püppchen auf dem Rücken scheint das Köpfchen des Babys ein natürlicher Theil der kindlichen Wärtin zu sein.

Eine derartige Oekonomie in der Kindererziehung gibt uns viel zu denken; daß es überhaupt ausführbar ist, so ein Kind dem anderen anzuvertrauen, beweist die Frühreife der japanischen Kinder. Aber diese verblüffende Reife der Jugend bedingt einem Gesetz zufolge, das zu bekannt ist, um eine Erläuterung zu bedürfen, die spätere Unreife der Masse. Je tiefer die Wachsthumsgrenze, desto früher wird sie naturgemäß erreicht. Ja, es mag sogar fraglich sein, ob dies sich nicht noch rascher vollzieht, nach dem Prinzip, daß ein Renner, der eine geringere Distanz zu bewältigen hat, nicht nur seinen Lauf rascher zurücklegt, sondern sich auch mit relativ größerer Schnelligkeit fortbewegt oder wie ein kleiner Planet nicht nur früher altert als ein größerer, sondern verhältnismäßig auch schneller. Jupiter befindet sich noch in seiner feurigen Jugend, während der Mond von deserrupter Altersschwäche ist, und dennoch begann das Sonderwesen des ersten lange vor dem des Mondes. Dieses

Gesetz erklärt die abnorm frühe Entwicklung der chinesischen Rasse und die darauf folgende Periode ihrer Inaktivität.

Unter dessen geht die jugendliche Wärtin in glücklicher Unkenntniß des Beweises, den ihre geistige Frühreife gegen ihre zünftigen Möglichkeiten erbringt, ihrem Vergnügen nach, wobei sie ab und zu ihrem Pfleger, dessen kleines armes Köpfchen in höchst bestürzlicher, lediger Weise bald auf diese, bald auf jene Seite wackelt, ihre Aufmerksamkeit zuwendet.

Sobald das Kindchen etwas größer geworden, hat es mit aller Wartung ein Ende, und nun beginnt für es selbst die Pflicht, auf andere Acht zu geben. Sein Leben dabei besteht aus unablässiger Subordination. Das Verhältnis, in dem sein Gehorsam zu dem der Kinder anderer Länder steht, erblickt vielleicht genügend aus der Wichtigkeit, mit der diese Vorschriften in den verschiedenen Gebührgängen behandelt sind. Das Gebot: „Ehre Vater und Mutter“ bildet ein Zehntel des mosaischen Gesetzes, während dasselbe Gebot wenigstens die Hälfte der konfuzianischen Vorschriften ausmacht. Für das chinesische Kind sind alle elterlichen Befehle nicht einfach geschriebene Gesetze, sondern sie müssen im Geiste noch übertriften werden. Zu thun, was man ihm sagt, ist nur der minimale Bruchtheil seiner Pflichten. Törrerlich soll sich sein ganzes Denken und Trachten einzig darauf richten, wie es seinem Familien- Oberhaupt dienen kann. Aeneas folgte bei seiner Flucht aus Troja demselben Kodex des Betragens: wie bekannt, galt seine erste Sorge seinem Vater, die nächste seinem Sohne und die letzte seiner Frau, die er, nebenbei gesagt, verlor. Bei dem Chinesen ist die kindliche Pietät die hehrste Tugend. Ein pflichtloser Sohn ist ein Monstrum, ein Fall moralischer Mißbildung. Auch könnte es kaum anders sein. Denn ein Vater verkörpert „in propria Persona“ einen ganzen Patriarchenstamm, dessen angehaufte Autoritätsherrschaft hauptsächlich göttlich ist. Diesem Hörigkeitszustand entwickelt das Individuum nie, ebenso wie ihm die Rasse nie entwachsen ist.

Unser Knabe beginnt nun zur Schule zu gehen, in eine Tagesschule natürlich, denn ein Internat wäre mit der Familienleere nicht im Einklang. Hier gibt man ihm zur Eröffnung des Unterrichts die trimetrischen Klassiker, damit er die Schriftzeichen auswendig lerne und gelegentlich dabei einige Ideen aufschnappe. Diesem Buch folgt: Das Jahrbuch der Geschichtsnamen, ein Katalog aller Chinesen in China, wie das erstere hauptsächlich wegen der Schriftzeichen studiert wird, obgleich die darin enthaltenen Hinweise auf die Bedeutung der Familien gewiß nicht verfehlen, auf den jugendlichen Geist Eindruck zu machen. Dann kommen die Tausend-Schriftzeichen - Klassiker, ein wundervolles Kunststück der Mnemo - Technik, denn von den tausend Schriftzeichen dieses Buches wiederholt sich kein einziges auch nur einmal, ein Mangel an Autologie, der von dem unfreiwilligen Leser kaum nach Gebühr gewürdigt werden kann. Durch Erinnerung an unsere eigene Schulzeit können wir uns den Widerwillen lebhaft vorstellen, den der Knabe empfindet, statt der Bewunderung, die er empfinden sollte.

Drei weitere Bücher folgen diesen ersten Bänden, in der Form von einander abweichend, aber dem Inhalt nach merkwürdig gleich, da sie alle Geschichte, verbunden mit Moral, behandeln. Denn das fromme Alterthum verknüpfte Geschichte unzertrennlich mit Moral. Ja, es ist, als hätte die Vergangenheit einzig mit Rücksicht auf die Erbauung der Zukunft gelebt. Die Chinesen waren in jenem goldenen Zeitalter geradezu anormal tugendhaft und setzten die wenigen Unglücklichen, die die folgenden Zeitalter als warnendes Beispiel der Entartung brauchten, unter Schloß und Riegel. Wenn man davon absieht, daß der Unterricht keine Belehrung über das künftige Leben enthält, kann man sagen, daß die fernöstliche Erziehung aus einer fortlaufenden Sonntagsschule besteht. Denn von den gelehrten Autoren wird keine Gelegenheit verabsäumt, selbst in die weltlichsten Partien ihrer Bücher Morallehren einzuflechten.

Der Ausdruck des Dichters von Galtarnach, Geschichte sei an Beispielen gelehrte Philosophie, könnte hier so modifiziert werden: Geschichte ist in Beispielen vorgetragene Philosophie. Denn in den belehrenden Anekdoten muß jede andere Art des Verdienstes der kindlichen Pietät nachsehen. Der Verhängung dieser hehrsten Tugend werden alle anderen Rücksichten geopfert. Das Streben des Schülers wird so ausschließlich auf diesen einen Punkt

gerichtet. So oft er ein Blatt umwendet, flüßt er auf Beispiele kindlicher Selbst-Verleugnung, die den jugendlichen Leser zum höchsten Ehrgeiz anspornen. Bilder aus der Vergangenheit, zuweilen kolorierte, zeigen diese geprieglene Eigenschaft in einem so hoch gesteigerten Typus, daß sie bei jedem anderen weniger kindlich veranlagten Volk einfach den Wettbewerb entmuthigen würden. Aber der Knabe hier glaubt alles aufs Wort, wird davon zur Naheiferung angefeuert, ja beschließt, das Gelesene noch zu übertreffen.

Ein oder zwei Beispiele werden genügt: In einer Erzählung wird der Held der Nachwelt als leuchtendes Vorbild gepriesen, weil er in einem außerordentlichem Fall von Familiennoth seinen Sohn verhungern läßt, um Nahrung für seinen alten Vater zu beschaffen. In einer anderen Geschichte läßt er sich unbedenklich von seiner Frau scheiden, weil diese sich irgend einen harmlosen Scherz mit den hölzernen Abbildern seiner Eltern erlaube, die er zur täglichen Anbetung und Betrachtung in seinem Hause aufgestellt hatte. Schließlich verkaufte sich irgend ein anderer Müllersohn tatsächlich in einige Sklaverei, um die nöthigen Mittel herbeizuschaffen, seinen würdigen Erzeuger, der zuerst seine Nachbarn betrog und dann sein unrecht erworbenes Gut in einem üppigen Leben verprachte, mit gebührenden Ehren betrauen zu lassen. Bei diesen Erzählungen muß ebenso wie bei gewissen fragwürdigen Romanen die konventionelle Moral für die allgemeine Immoralität der Handlung entschädigen.

So ist die Studien-Laufbahn beschaffen, die man den jungen Chinesen zurücklegen läßt. Ein ähnliches System herrscht in Japan, und die Verschiedenheit zwischen beiden ist mehr quantitativ als qualitativ. Die Bücher sind in beiden Fällen so ziemlich dieselben, und der Stoff unterscheidet sich erlauchtlich wenig, wenn wir bedenken, daß in dem einen Falle der Schüler die eigenen Klassiker liest, in anderem Falle die einer fremden Nation.

Behört der Schüler dem Mittelstand an, wird er, wenn seine Schulzeit vorbei ist, dazu angehalten, seines Vaters Gewerbe zu erlernen. Sich irgend einem anderen Gewerbe als dem des Vaters zuzuwenden, würde der Familie einfach als ein Urding erscheinen. Und warum sollte er auch einen anderen Geschäftszweig erwählen? Und wenn, welcher sollte das sein? Ist seines Vaters Beschäftigung nicht schon da, ein Theil der bestehenden Ordnung der Dinge, und ist er nicht der Sohn seines Vaters und deshalb Erbe der väterlichen Geschäftlichkeit? Nicht als ob die Vererbung einer solchen Beschäftigung wissenschaftlich festgestellt wäre, man nimmt sie einfach instinktiv als Thatsache an.

Die Möglichkeit der Vererbung von Seiten der Mutter kommt nicht in Frage, so, als ob ihre Abtrennung von ihrer eigenen Familie eine solche Wirkung ausüben würde. Was die individuelle Vorliebe des jungen Menschen für die Sache betrifft, so hat die Natur sich der Sitte rücksichtslos angepaßt, indem sie ihm überhaupt keine gab. So wird er z. B. ein Tischler, weil seine Vorfahren immer Tischler waren. Er erbt das Familien-Gewerbe als einen nothwendigen Theil des Familiennamens, er wird für sein Handwerk geboren, nicht nach seiner Veranlagung dazu bestimmt. Aber nöthig ist er genügend dafür qualifiziert, denn mehrere Generationen der Praxis, wenn auch nur in einem Zweig der Familie, akkumulieren eine große technische Geschicklichkeit. Die Folge dieses Systems von Familienleiden in allen Zweigen der Industrie ist sehr bemerkenswerth. Die fast unerreichbare Ueberlegenheit der japanischen Handwerker über ihre europäischen Genossen ist ja wohl bekannt. Andererseits ist die abstrakte Tendenz der Beschäftigung, das konkrete Individuum zu verflüchtigen, ebenso durch die Theorie anerkannt wie in der Praxis erwiesen. Der Mensch geht in seiner Beschäftigung ganz auf. Schon die Namen der verschiedenen Handwerke bringen dies zum Ausdruck. Beispielsweise bedeutet das japanische Wort Tischler wörtlich: „Schneid-Ding-Haus“ und bezieht sich jetzt ebenso sehr auf den Mann wie auf seine Werkstatt.

Wenn unser typischer Jüngling, statt der niederen Klasse anzugehören, von blauerem Blut ist, wenn ihn auch nur der Wunsch besetzt, von einer solchen Abstammung zu sein, wird er Student. Hat er nun nicht schon in der Schulstube die Wichtigkeit des von seiner Nation so hoch gepriesenen Wis-

sens erkannt, so wird er diesen Studien sein Leben weihen. Mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, stürzt er sich in das Studium der Klassiker, bis er für nichts anderes mehr Sinn hat. Wie man sich denken kann, legt er schließlich in die Ansprüche der Vergangenheit mehr hinein, als diese sich in ihrer Einfalt jemals träumen ließ, hineinzuzeigen. Er wird konfuzianischer als Konfuzius. Und es ist ein wahres Glück für den Ruf des Weisen, daß er nicht zur Erde zurückkehren kann, denn zu seinem größten Schaden mühte er mit seinen eigenen Kommentatoren in Widerspruch geraten.

Unser Jüngling hat jetzt die Blüthezeit seines Lebens erreicht, jenen kurzen Lenz, wo die ganze Welt einen rosigen Schimmer annimmt, wo er sich nach allen dramatischen Gelegenheiten mühte. Er thut aber nichts dergleichen. Es ist traurig, aber diese Gefühle sind ihm ganz fremd. Diese Liebe, wie wir das Wort verstehen, ist im fernen Osten etwas Unbekanntes. Glücklicherweise, denn diese ganze Leidenschaft wäre mehr als unangebracht. Sich ihr hinzugeben, würde endlose Störungen in dem Gemeinwesen hervorrufen, abgesehen von dem Jammer für das Opfer selbst. Wahrscheinlich würde sie einer Art Kleptomanie oder sonst irgend einer Ausbreitung rüchrischen Egoismus gleichgestellt werden. Die Gesellschaft könnte so etwas niemals dulden, da dies die Wurzeln ihres ganzen sozialen Systems untergraben würde.

Percival Lowell.

## Ein Berliner Original.

Die nobilerrnde Großstadt ist kein richtiger Boden, auf welchem Originale gedeihen, während es vor fünfzig Jahren in Berlin noch eine ganze Anzahl gab. Im vorigen Jahre starb vielleicht das letzte Berliner Original, der „Kagendofor“ B, in der Oberwasserstraße, Doktor der Philosophie und der Rechte, sowie im Besitz der Erlaubniß, an der Universität zu lesen. Seinen Spitznamen führte er daher, daß er dreißig bis vierzig Kägen hielt, und wenn jemand eine Kage los sein wollte, dann verfehlte er sie dorthin.

Die Kägen erhielten täglich zwei Liter Milch und Futter im Abonnement aus dem Rathskeller. Als Legerstelle dienten ihnen ein alter Schlitten und eine alte Kalesche. Früher ritt und fuhr der Doktor mit einem Schimmel aus, bis das Thier zu alt geworden war und nun das Gnadenbrot erhielt. Es war ein großes Haus, welches ihm gehörte, mit vielen kleinen Mietern und mäßigen Mietpreisen. Konnte einer nicht rechtzeitig bezahlen, so war er nachsichtig; verfuhr jedoch jemand zu rüden, so war er hart. Den Kägen, geruch im Hause mußten die Mieter allerdings für die mäßige Miete hinnehmen. Der B. war ein sehr geschickter Jurist; er bereitete junge Juristen für die Prüfung vor und bearbeitete den juristischen Theil des Briefkastens einer Zeitung so gründlich, daß junge Juristen denselben emigrierten. Früh, wenn noch alles im Hause schlief, ging er an die Arbeit; um 3, 4 Uhr mußte sein Diener ihn wecken. Um 11 Uhr speiste er zu Mittag, und Nachmittags wanderte er mit seiner Wirthschafterin nach dem Rathskeller. Aber man konnte mit dem Manne lange verkehrt haben, ohne zu wissen, woran er eigentlich glaubte; er war verschlossen. Etwas transzendental war er jedenfalls veranlagt; denn Abends hielt er häufig spirituelle Sitzungen ab, wobei ein Däne ihm assistirte. — Das Kagen-Dorado ist abgebrochen; an seiner Stelle ist bereits ein moderner Neubau unter Dach.

Jetzt heißt es gar, daß J. Bierpont Morgan auch das Putzgeschäft des ganzen Landes kontrolliert. Das würde dem Hof den Boden ausschlagen. Wenn die Hüte der Frauen noch mehr vertheuert werden sollen, dann ist es Zeit, daß — den Frauen das Stimmrecht erteilt wird. Was können unerschwinglich hohe Lebensmittelpreise gegen Vertheuerung von Damenhüten bedeuten? — Frauen können wohl hungern, aber keinen unmodernen Hut tragen.

Glücklich jene, die sich selbst genügen, denn ihnen ist es gleichgültig, was andere von ihnen denken oder sagen.

Der Dampfer Siff traf in New York mit 744,000 Chinesen an. Die Sendung kommt reichlich spät, die Nachfrage nach faldem Haar hat erfreulicherweise bedeutend nachgelassen.